

# Ökumenischer Hochschulgottesdienst,

11. Juni 2006

Prof. Dr. Martin Kaufhold

## Von der individuellen Freiheit zur ökumenische Vielfalt

Die Freiheit ist ein großes Thema. Ein Thema, das Bekenntnisse herausfordert und zu Pathos einlädt: „Die Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden“ und ähnliche Sentenzen mehr. Damit möchte ich Sie heute abend verschonen. Allerdings ist das eine Stilfrage und keine inhaltliche Entscheidung, denn angesichts der vor einiger Zeit ins Gerede gekommenen Reichweite der Meinungsfreiheit fühlt man sich als Historiker, dem die europäische Freiheitstradition als große Errungenschaft erscheint, durchaus zu markanten Bekenntnissen aufgerufen. Aber das ist ein anderes Thema. Wenngleich wir noch darauf zurückkommen werden. Die Freiheit ist unser Schicksal. Und zwar unser individuelles und unser soziales Schicksal. Wir haben eine Wahl und wir müssen Entscheidungen treffen. Davor können wir nicht mehr zurück. Und viele wollen auch nicht zurück. Und das ist auch gut so. Die Freiheit des Individuums als Geschöpf Gottes ist nicht nur ein Geschenk, und sie ist nicht nur eine Chance. Sie ist auch eine Last. Sie kennen das Gleichnis von den Talenten. Der Herr kam von seiner Reise zurück und fragte seine Diener, was sie mit dem Geld getan hätten, das er ihnen vor seiner Abreise übergeben hatte. Und er bestrafte den Diener, der aus Angst vor der Entscheidung sein Geld vergraben hatte. Er belohnte die, die das Geld in eigener Verantwortung vermehrt hatten. In dem Gleichnis geht es um unterschiedliche Begabungen, und um die Freiheit, sie zu nutzen. Natürlich geht es eigentlich nicht um Geld (obwohl es interessant ist, das auch für Christen Geld offenkundig die beste Veranschaulichung einer Lebensaufgabe bietet). Es ist klar, dass wir unsere Begabungen nutzen müssen, aber es ist nicht klar, wie? Das Gleichnis von den Talenten handelt von drei Dienern, aber es behandelt sie als einzelne Schicksale, modern gesprochen, als unterschiedliche Lebensentwürfe. Aber, damit ist das Problem noch keineswegs erschöpft. *No man is an island*. Der Mensch lebt nicht für sich allein, zumindest sollte er das im Normalfall nicht tun, denn auch das gehört zu seiner Grundausstattung: der Mensch ist ein *animal sociale*, ein soziales Wesen, das sich erst in Gemeinschaft mit anderen ganz entfalten kann. Das ist ganz unharmonisch gemeint, und ganz frei von *aufeinander zugehen, voneinander lernen* – Freundlichkeit. Denn es geht hier nicht nur um Harmonie – auch wenn sie natürlich das Ziel ist -, sondern es geht ebenso sehr um Konflikt. Der Konflikt ist die notwendige Folge des menschlichen Zusammenlebens, und auch er gehört zur menschlichen Natur. Darauf komme ich gleich. Dass der Mensch dieses

Miteinander und Gegeneinander braucht, gehört zu den zentralen Annahmen unseres philosophisch-theologischen Menschenbildes. Es gibt auch andere Menschenbilder, aber ihre Wirkung war in der Regel einigermaßen begrenzt. Damit haben wir die zwei Komponenten des Freiheitsproblems benannt, aus dem eine ganze Reihe unterschiedlicher Folgeerscheinungen herrühren, und aus denen auch die historische Dimension des Freiheitsthemas herrührt, zu der ich mich ja als Historiker äußern soll. Wir haben das Individuum, berufen *zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes*, wie es der Römerbrief so eindrucksvoll formuliert. Und wir haben die Gemeinschaft, die sich aus vielen solcher Individuen zusammensetzt, denen die Freiheit des einen leicht zur Belastung werden kann, auch das kannte Paulus: *Doch gebt acht, dass diese eure Freiheit nicht den Schwachen zum Anstoß wird*. Die soziale Verantwortung und auch die Rücksichtnahme ist die andere Seite der Freiheit. Allerdings sind die Gewichtungen nicht ganz einfach vorzunehmen.

Wenn wir am Montagmorgen um viertel vor acht in der Frauentorstraße eine Umfrage machen würden – deswegen, weil um diese Zeit die Straße voller Schülerinnen und Schüler ist (morgen früh allerdings nicht, denn im Moment sind Ferien): was für diese jungen Leute „Freiheit“ bedeutet, dann bin ich mir einigermaßen sicher, dass Sie viele Antworten hören, die den Satz variieren: „Freiheit ist, wenn ich tun und lassen kann, was ich will.“ Und vielleicht: „Vorschriften und Pflichten sind das Gegenteil von Freiheit“. Nun ist das Alter zwischen 12 und 18 nicht unbedingt die stärkste Zeit für Verantwortung und Rücksichtnahme, aber in diesen Feststellungen drückt sich ein Grundgefühl aus, dass die Freiheit eben das ist, was man selber für sich für richtig hält. Und das ist ja auch im Prinzip richtig. Selbst dann, wenn es Vätern wie mir nicht immer gefällt.

Die Freiheit ist im Prinzip das, zu tun, was man möchte, auch wenn es den Eltern nicht gefällt – jetzt ist es doch Zeit für die historische Dimension. Denn diese Vorstellung von der Freiheit ist einigermaßen neu. In der Zeit, in der ich mich beruflich vorwiegend bewege, nämlich dem Mittelalter, das die Zeit war, in der wichtige Grundzüge der katholischen Theologie und Kirchenvorstellung formuliert wurden (die in einer für mich fast irritierenden Weise noch heute gelten), wäre ein solcher Satz unvorstellbar gewesen. Thomas von Aquin hätte ihn auf das schärfste missbilligt, obwohl auch er die Freiheit als eine Grundbedingung der christlichen Existenz ansah. Für ihn war es undenkbar, dass ein Mensch einen freien Entschluß fassen könnte, der gegen den Willen Gottes gerichtet wäre. Die Entscheidung zur Sünde war für ihn eine Entscheidung gegen die Freiheit. Denn nur dort, wo Gott ist, ist für Thomas Freiheit. Und der Mensch verrät seine Freiheit, wenn er sich gegen Gott entscheidet.

Wir sollten das klar sehen. Die Freiheit eines Christen ermöglichte ihm – und ihr, Entscheidungen zu treffen, aber nicht alle Entscheidungen waren gleich gut. Auch Paulus warnt davor, unter der Berufung auf die Freiheit konditionierten Reizen zu folgen. Ein solcher Satz über die Freiheit – dass die Freiheit nur bestimmte Entscheidungen zulässt, wäre heute kaum noch verständlich. Die Vorstellung, dass es so etwas wie ein verbindliches Wertesystem gibt, innerhalb dessen wir über bestimmte Alternativen frei entscheiden könnten, ist uns weitgehend abhanden gekommen. Freiheitsvorstellungen verändern sich – wie sich auch die soziale Erfahrung verändert. Aber was bedeutet dieser historische Wandel für die christliche Freiheit, um die es uns ja geht? Immerhin müssen wir ja davon ausgehen – und ich würde das sehr dezidiert tun, dass Gott die menschliche Geschichte nicht nur in der Vergangenheit begleitet hat, sondern dass er es noch immer tut, und immer tun wird. Das ist ja seine Zusage: *Ich bleibe bei Euch alle Tage bis an das Ende der Welt*. Wieviel Freiheit müssen wir uns zumuten, und wie viel Freiheit müssen wir ertragen? Das sind ja immens aktuelle Fragen.

Kehren wir für einen Antwortversuch noch einmal zum Ausgangspunkt zurück, zu den Grundbedingungen der Freiheit und ihren Konsequenzen. Und zum Konflikt. Kehren wir noch einmal zu den Talenten zurück.

Das Gleichnis von den Talenten erweist sich ja bei der Übertragung auf unsere Erfahrung als etwas zu einfach. Unsere Wirklichkeit ist komplexer. In der Realität entscheidet ja häufig nicht ein Einzelner über den Einsatz der Talente, sondern es wäre eine Gruppe, die die Verantwortung trägt. Je größer die Talente, desto wichtiger wäre es, die Entscheidung nicht einem zu überlassen. Und da das Schicksal aller Beteiligten von den Entscheidungen abhinge, müssten alle darüber beraten. Aber sie wären sich kaum einig geworden. Es hätten sich unterschiedliche Vorschläge gegeben. Das ist unsere normale Erfahrung. Wir streiten nicht nur über Talente, über Geld und das Programm der wenigen freien Abende, sondern auch darüber, wieviel man den Kindern durchgehen lässt, welche Berufsentscheidung man trifft, - wie man richtig leben soll. Und das ist ein nötiger Streit.

„Wahrlich, mir ist das das Allerlustigste, zu sehen, dass von wegen des göttlichen Worts Parteien, Misshellung und Uneinigkeit werden. Denn das ist der Lauf, Fall und Ausgang des göttlichen Worts, wie der Herr selbst sagt: „Ich bin nicht kommen, den Frieden, sondern das Schwert zu senden; denn ich bin kommen, den Menschen abzusondern wider seinen Vater.“ So hat es Martin Luther vor dem Kaiser auf dem Reichstag zu Worms am 18. April 1521 formuliert.

Es ist natürlich auch eine ökumenische Geste, wenn ich hier als Katholik Martin Luther zitiere, aber weiter geht meine Übereinstimmung mit dem Reformator nicht. Wie gesagt, Streit ist manchmal nötig. Der Unterschied zwischen der Haltung Martin Luthers - und natürlich auch der Haltung der päpstlichen Kurie in dieser Phase der christlichen Geschichte – und der Konsequenz der Freiheit, die ich Ihnen heute nahe legen möchte ist der: Der Streit ist nötig, wenn man unterschiedlicher Meinung ist und wenn das, worum es geht, einem wichtig ist. Menschen, die für ihre Überzeugungen und für ihre innersten Wünsche nicht einstehen, bieten selten ein glückliches Bild. Aber: hier geht es zunächst um individuelle, noch nicht um kollektive Kursbestimmungen. Und es geht nicht um Wahrheit. Die Wahrheit ist allein bei Gott. Wir laufen allenfalls darauf zu, hoffentlich ab und zu in der richtigen Richtung. Aus der Sicht Gottes – die einzunehmen sich eigentlich verbietet, und ich nehme hier nur einen rhetorischen Kunstgriff vor -, muß es ein ziemliches Gewimmel geben. Aber das Gewimmel ist die notwendige Folge unserer Freiheit. Natürlich sind nicht alle Wege gleich gut, aber wir müssen dennoch mit aller Entschiedenheit daran festhalten: Wenn sich Menschen in ihrer von Gott gewollten Verschiedenheit mit unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensauffassungen ernsthaft mit einem komplexen Problem befassen, dann sind widerstreitende Antworten kein Zeichen von Schwäche unserer Gesellschaft. Sie sind im Gegenteil ein Zeichen der Reife. Natürlich gibt es auch klare Antworten. Auf einfache Fragen. Aber viele Fragen des erwachsenen Lebens sind nun einmal nicht einfach.

Wir sehen uns heute einer Bedrohung gegenüber, die uns auch als religiöser Wahrheitsanspruch entgegentritt, und wir fragen uns manchmal irritiert, wie wir darauf reagieren sollen. Und hier kommt nun doch eine notwendige Härte, in jedem Fall Festigkeit, ins Spiel. Denn wir müssen als Konsequenz des bislang Gesagten feststellen: Wir müssen die Freiheit auch als Christen verteidigen. Nicht nur als Staatsbürger, die Christen sind, und die irgendwie gelernt haben, mit der Aufklärung zu leben, Es ist vielmehr so, dass die Vielfalt der Bekenntnisse, der christlichen Konfessionen, aber auch der anderen Religionen, eine notwendige Folge der menschlichen Freiheit und der menschlichen Natur sind.: „das Recht auf religiöse Freiheit sei in Wahrheit auf die Würde der menschlichen Person begründet“ hat Johannes XXIII. in *Dignitas humanae* 1965 formuliert. Wir sollten das im Kopf behalten. Eine letzte Betrachtung als Historiker, als der ich heute abend hier stehe: Aus der Sicht des Historikers, der versucht, die sozialen Entwicklungen von Jahrhunderten, vielleicht sogar von Jahrtausenden in ihren Grundzügen zu verstehen, ist die Differenzierung

ein Zeichen der Reife. Wie gesagt, dies ist keineswegs immer ein harmonischer Prozeß. Ich denke aber auch, und mir ist schon klar, was ich da sage, dass es ein unumkehrbarer Prozeß ist. Tatsächlich fällt mir kein Beispiel ein, wo sich zwei, oder drei Strömungen, die aus demselben Ursprung hervorgegangen sind, schließlich wieder zusammengeschlossen hätten. Zumindest nicht, solange sie ein wirklich dynamisches eigenes Leben führen. Es ist möglich, dass ein Zusammenschluß erfolgt, wenn eine Gruppierung kollabiert (Die Wiedervereinigung war so ein Fall). Aber in der Frage der Religion können wir das nicht wollen. Alle großen Religionen haben unterschiedliche Strömungen. Das ist tatsächlich ein Zeichen ihrer Reife, es ist keine Geschichte von Betriebsunfällen. Und aus dieser Sicht ist es tatsächlich wahrscheinlicher, dass uns weitere Spaltungen bevorstehen, als dass wir die Aufhebung der bisherigen Spaltungen erleben. Das ist keine ökumenische Resignation. Das Gegenteil ist der Fall. Die Einheit als Erfahrung ist ein Privileg Gottes. Sie wird durch den heiligen Geist gestiftet. Die Einheit, die die Menschen stiften, kommt in der Regel nicht lange ohne Zwang aus. Die menschliche Geschichte ist voller Beispiele. Wir müssen gerade aus der Verpflichtung der christlichen Freiheit zur Vielfalt der Bekenntnisse stehen. Wir müssen sie nicht alle mögen. Wir können sie durchaus aus tiefstem Herzen missbilligen. Die Freiheit hat ihren Preis. Aber wir müssen uns klar machen, dass alle ernsthaften Bemühungen, ein sinnvolles Leben nach Gottes Geboten zu führen, die aus freien Entscheidungen hervorgegangen sind und hervorgehen, ihre eigene Berechtigung haben. Und dass wir sie nicht nur deshalb ertragen müssen, weil wir nicht wissen, wer recht hat, sondern deswegen, weil sie uns als Ergebnisse der christlichen Freiheit eine Möglichkeit Gottes zeigen, auf die wir auf unserem Weg, oder an unserem Platz, nicht gekommen wären. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend.